

Wissenschaft und Öffentlichkeit

Die sprachwissenschaftliche Untersuchung eines Dialekts scheint zunächst weit entfernt von den großen Fragen der Öffentlichkeit zu sein. Sie beschäftigt sich mit Lauten, grammatischen Strukturen und sprachlichen Veränderungen von Mundarten, die oft in sozialen Hierarchien untergehen oder sogar unterdrückt, ins Private „weggeschämt“ werden. Und auch die später veröffentlichten wissenschaftlichen Ergebnisse dialektologischer Studien erscheinen eher marginal in Fachzeitschriften, Monographien oder Archiven und richten sich häufig an eine kleine Gemeinschaft von Spezialisten.

Doch dieser Schein trügt - er trog auch mich selbst als angehende Dialektologin im Feld meiner Forschung, der maltesischen Insel Gozo. Ursprünglich war mein Interesse auf sprachliche Phänomene gerichtet und ich fühlte mich in der sehr spezifisch angelegten Fragestellung verborgen. Mein Forschungsprojekt sollte sich mit den Dialekten der Insel beschäftigen und deren sprachliche Dynamiken dokumentieren. Doch bereits die ersten Feldforschungsversuche machten deutlich, dass die eigentliche Herausforderung meiner wissenschaftlichen Arbeit nicht primär die Sprache betraf - es war die Begegnung zwischen Wissenschaft und dem öffentlichen Raum außerhalb von ihr; die personale Begegnung von mir als Forscherin, die die Wissenschaft vertritt, und der Dialektsprecher, die als eine regionale Gemeinschaft einen öffentlichen Raum meinem Forschungsversuch boten.

Wie nähert sich eine Forscherin einer solchen Gemeinschaft an? Wer erteilt ihr die Legitimation zu fragen? Wem gehört das Wissen, das aus Gesprächen, Interviews und Aufnahmen entsteht? Und welche Verantwortung trägt die Wissenschaft gegenüber den Menschen, ohne deren Mitwirkung ihre Erkenntnisse gar nicht möglich wären?

Diese Fragen führten mich weit über die Dialektologie hinaus. Sie verwandelten die Feldforschung in eine Auseinandersetzung mit Macht, Freiheit, Verantwortung und auch mit der Öffentlichkeit wissenschaftlicher Arbeit selbst.

Ludwig Fleck oder: Die Öffentlichkeit der Erkenntnis

Als meine ersten Feldforschungsversuche auf Gozo, die ich in der ersten Forschungsphase 2011-2013 unternahm ohne brauchbare Sprachdaten sammeln zu können, scheiterten, zog ich mich zurück und befragte mein Gewissen: Vielleicht hatte ich die falschen Fragen gestellt? Vielleicht fehlte mir die notwendige Erfahrung? Vielleicht war ich methodisch nicht ausreichend vorbereitet? Ich wandte mich an das Ethnologische Institut in Heidelberg und suchte nach dem anthropologischen Wissen, das meine Forschungsprobleme lösen würde.

In dieser Situation wurde Ludwig Fleck, den wir in einem Forschungsseminar mit Prof. Anette Hornbacher lasen, zu einem wichtigen Begleiter meines Denkens. Seine Überlegungen in *Erfahrung und Tatsache* zur wissenschaftlichen Erkenntnis eröffneten eine Perspektive auf Forschung, die weit über von mir bislang eng verstandenen

methodischen Fragen hinausreichte. Fleck erinnert daran, dass Tatsachen nicht einfach entdeckt werden wie verborgene Gegenstände in der Natur. Sie entstehen innerhalb von Gemeinschaften und deren Denkstilen, denn Wissenschaftliches Wissen ist auch ein Produkt wissenschaftlicher Milieus.

Diese Einsicht mag heute selbstverständlich erscheinen. Doch ihre Konsequenzen sind weitreichend: Wenn Erkenntnis innerhalb von Denkkollektiven entsteht, dann geschieht Wissenschaft kaum außerhalb von Öffentlichkeit. Noch bevor Forschungsergebnisse veröffentlicht werden, sind sie bereits Teil einer Gemeinschaft von Menschen, die bestimmen, welche Fragen relevant sind, welche Methoden als legitim gelten und welche Antworten als überzeugend erscheinen.

Flecks berühmte Unterscheidung zwischen dem Laien und dem Fachmann brachte diese Erkenntnis auf prägnante Weise zum Ausdruck. Der Laie, so Fleck, glaubt, die Regeln seien von höheren Autoritäten, „Halb-Göttern“ vorgegeben worden. Der Fachmann weiß, dass sie von Menschen, Kollegen erarbeitet wurden und daher auch fehleranfällig sind. Hinter jeder wissenschaftlichen Gewissheit steht eine Geschichte von Diskussionen, Übereinkünften, Traditionen und institutionellen Entscheidungen. Gerade in der Feldforschung wird dies besonders deutlich.

Als ich nach Gozo reiste, glaubte ich zunächst, unvoreingenommen eine Sprache zu erforschen. Doch ich brachte bereits einen ganzen wissenschaftlichen Kosmos mit. Die Begriffe, mit denen ich die Insel beschrieb, die Fragen, die ich stellte, die Phänomene, die ich für bedeutsam hielt – all dies war Ergebnis meiner Ausbildung. Die Warschauer Orientalistik, die Heidelberger Semitistik und die anthropologischen Debatten, die mich geprägt hatten, reisten gewissermaßen mit mir ins Feld. Meine Wahrnehmung war nicht neutral.

Gerade deshalb traf mich Flecks Analyse mit besonderer Wucht. Denn sie machte sichtbar, dass die Wissenschaft selbst eine Form von Öffentlichkeit darstellt – eine Öffentlichkeit mit eigenen Autoritäten, eigenen Traditionen und eigenen Wahrheitsregimen.

Gleichzeitig schien mir Flecks Unterscheidung zwischen Laie und Fachmann unvollständig. Denn jeder Experte war einmal ein Anfänger. Jede wissenschaftliche Kompetenz beginnt in einem Zustand des Nichtwissens. Der Weg zur Expertise verläuft nicht durch die plötzliche Aneignung von Wahrheit, sondern durch einen Prozess des Lernens.

Im Bereich des Spracherwerbs zeigt sich dies besonders deutlich. Niemand lernt eine Sprache allein durch Analyse. Bevor Regeln verstanden werden können, muss Vertrauen entstehen. Das Kind vertraut den Erwachsenen. Der Schüler vertraut dem Lehrer. Der Fremdsprachler vertraut den Sprechern der Sprache. Dieses Vertrauen geht dem Wissen voraus. Vielleicht gilt dies für jede Form wissenschaftlicher Erkenntnis?

Auch ich als Forscherin trat zunächst als Laiin in das Feld ein. Die Feldforscherin kennt die Menschen nicht. Sie versteht ihre Beziehungen nicht. Sie weiß nicht, welche Geschichten hinter den sichtbaren Praktiken stehen. Die Feldforschung beginnt daher nicht mit dem Vor-Urteil, sondern mit einer Form produktiver Unsicherheit und des Vertrauens.

In diesem Sinn wurde mir klar, dass die Öffentlichkeit der Wissenschaft nicht erst mit Vorträgen, Artikeln oder Büchern beginnt. Sie beginnt bereits in der Begegnung. Sie beginnt dort, wo Forschende bereit sind, ihre eigenen Gewissheiten zu relativieren und sich auf andere Formen des Wissens einzulassen.

Die Menschen, denen ich auf der Insel begegnete, waren nicht bloß Träger sprachlicher Daten. Sie verfügten über Erfahrungen, Erinnerungen und Deutungen ihrer eigenen Welt, die sich nicht einfach in wissenschaftliche Kategorien übersetzen ließen. Je länger ich dort lebte, desto deutlicher wurde mir, dass Forschung nicht nur ein Akt des Beobachtens ist. Sie ist ein Prozess des Zuhörens, sogar des Lauschens.

Damit verschob sich auch mein Verständnis von Öffentlichkeit: Öffentlichkeit erschien mir nicht länger als der Raum, in dem Wissenschaft ihre Ergebnisse präsentiert. Sie wurde zu dem Raum, aus dem wissenschaftliche Erkenntnis überhaupt hervorgeht. Wissen entsteht nicht außerhalb gesellschaftlicher Beziehungen. Es entsteht innerhalb von Gemeinschaften, die ihre Erfahrungen miteinander teilen, diskutieren und weitergeben.

Flecks Denken machte mich daher auf etwas aufmerksam, das im wissenschaftlichen Alltag leicht übersehen wird: Die Wissenschaft ist selbst Teil der Gesellschaft, die sie zu beobachten versucht. Sie steht nicht außerhalb der Öffentlichkeit. Sie ist eine ihrer Ausdrucksformen.

Slavoj Žižek oder: Der Verdacht hinter der Wahrheit

Ludwik Fleck hatte mir gezeigt, dass wissenschaftliches Wissen nicht im luftleeren Raum entsteht. Erkenntnis ist keine private Angelegenheit des Forschenden, sondern das Ergebnis sozialer Prozesse, wissenschaftlicher Traditionen und kollektiver Denkstile. Diese Einsicht war befreiend. Sie nahm der Wissenschaft den Anschein absoluter Objektivität und machte sichtbar, dass jede Forschung in Beziehungen eingebettet ist.

Doch gerade diese Einsicht führte zu einer neuen Frage: Wenn Wissen innerhalb von Gemeinschaften entsteht, welche Kräfte wirken dann in diesen Gemeinschaften? Welche Interessen, Wünsche und Bedürfnisse strukturieren wissenschaftliche Wahrheiten? Und wie frei ist das einzelne Subjekt, das behauptet, zu erkennen?

Auf der Suche nach Antworten begegnete ich den Schriften Slavoj Žižeks.

Wie viele Geisteswissenschaftler meiner Generation war ich zunächst fasziniert von seiner Fähigkeit, Philosophie, Psychoanalyse und Kulturkritik miteinander zu verbinden.

Seine Texte eröffneten einen Blick auf gesellschaftliche Wirklichkeiten, der zugleich erhellend und verstörend war. Nach der Lektüre seiner *Lacan – eine Einführung* kehrte ich erneut ins Feld zurück – diesmal mit einer neuen Sensibilität für das Unsichtbare.

Žižeks durch die späte Psychoanalyse geprägtes Denken kreist um eine fundamentale Vermutung: Der Mensch versteht sich selbst nicht vollständig. Unterhalb der bewussten Motive wirkt eine unbewusste Struktur des Begehrens, die das Verhältnis zur Wirklichkeit prägt. Das Subjekt erscheint nicht als souveräner Ursprung seiner Handlungen, sondern als etwas, das von Fantasien, Vorstellungen und Wünschen getragen wird, deren Ursprung ihm selbst verborgen bleibt.

Diese Perspektive wirkte zunächst wie eine Erweiterung von Flecks Einsichten. Wenn wissenschaftliche Erkenntnis sozial bedingt ist, dann stellt sich zwangsläufig die Frage nach den psychischen Kräften, die innerhalb dieser sozialen Prozesse wirken. Die Öffentlichkeit der Wissenschaft erschien nun nicht mehr als neutraler Raum rationaler Kommunikation, sondern als Schauplatz von Interessen, Identifikationen und unbewussten Dynamiken.

Plötzlich schien vieles in einem neuen Licht: Warum werden bestimmte Forschungsfragen verfolgt und andere nicht? Warum faszinieren bestimmte Theorien ganze Generationen von Wissenschaftlern? Warum erscheinen manche Wahrheiten plausibel, während andere kaum Gehör finden?

Die psychoanalytische Perspektive ließ vermuten, dass wissenschaftliche Diskurse nicht allein von rationalen Argumenten getragen werden. Auch sie besitzen ihre Fantasien, ihre Hoffnungen und ihre verdrängten Wünsche.

Doch je länger ich diesem Gedanken folgte, desto schwieriger wurde die Feldforschung. Denn der Verdacht machte nicht vor der Wissenschaft halt. Er machte auch nicht vor mir selbst halt. Warum wollte ich überhaupt forschen? Warum hatte ich mich für Gozo entschieden? Weshalb faszinierte mich gerade diese Insel zwischen Europa und Nordafrika? War mein Interesse tatsächlich wissenschaftlicher Natur, oder verbargen sich dahinter andere Bedürfnisse – der Wunsch nach Originalität, nach Anerkennung oder nach einer besonderen Position innerhalb der akademischen Welt?

Je intensiver ich versuchte, diese Fragen zu beantworten, desto weniger schien eine eindeutige Antwort möglich. Jede Erklärung erzeugte einen neuen Verdacht. Jede Gewissheit wurde fragwürdig. Die Forschung verlor ihre Selbstverständlichkeit.

Gerade in der Feldforschung wurde diese Entwicklung besonders spürbar. Hinter jeder Begegnung schien sich eine weitere Ebene von Motiven zu verbergen. Die Aussagen meiner Gesprächspartner, aber auch meine eigenen Reaktionen, wurden zu Symptomen eines tiefer liegenden Begehrens.

Die Öffentlichkeit, die bei Fleck als gemeinsamer Raum der Wissensproduktion erschienen war, verwandelte sich in einen Raum der Ambivalenz. Denn wenn Menschen

ihre Interessen nicht vollständig kennen, wie kann dann ein öffentlicher Dialog überhaupt gelingen? Wenn wissenschaftliche Erkenntnis immer auch von unbewussten Fantasien durchzogen ist, worauf gründet dann ihr Wahrheitsanspruch?

Žižeks Stärke liegt zweifellos darin, solche Fragen unnachgiebig zu stellen. Seine Kritik richtet sich gegen jede Form intellektueller Selbstzufriedenheit. Wissenschaft erscheint aus dieser Perspektive nicht als Ort gesicherter Erkenntnis, sondern als ein Feld permanenter Selbstbefragung.

Doch obschon die psychoanalytische Kritik eine enorme analytische Kraft besitzt, sie bietet aber auch wenig Orientierung für das Handeln. Sie kann Macht sichtbar machen, ohne zu zeigen, wie mit ihr umzugehen ist. Sie kann Ideologien entlarven, ohne einen Weg jenseits der Entlarvung aufzuzeigen.

Auch in meiner Feldforschung führte dies zu einer eigentümlichen Lähmung. Je stärker ich die verborgenen Dimensionen wissenschaftlicher Praxis reflektierte, desto schwerer fiel es mir zu handeln. Die Aufmerksamkeit richtete sich zunehmend auf die Frage, welche Interessen hinter meinen Handlungen stehen könnten, anstatt auf die Beziehungen selbst. Der Wunsch, ethisch zu forschen, drohte in einer endlosen Selbstanalyse aufzugehen.

In dieser Situation wurde mir bewusst, dass Skepsis und Kritik allein nicht ausreichen. Wissenschaft braucht mehr als die Fähigkeit zur Selbstdekonstruktion. Sie braucht auch eine Vorstellung davon, wie Menschen trotz aller Machtverhältnisse, Interessen und Ambivalenzen gemeinsam wissen und handeln können. Die Frage lautete daher nicht länger, welche verborgenen Wünsche die Öffentlichkeit der Wissenschaft strukturieren. Die Frage lautete nun, ob es Formen wissenschaftlicher Praxis gibt, die Freiheit im Sprechen und Handeln ermöglichen, ohne dabei die Ambivalenz der Machtverhältnisse zu leugnen.

Michel Foucault oder: Die Verantwortung des Sprechens

Die Begegnung mit Žižek hatte mein Verständnis von Wissenschaft und meiner Arbeit darin grundlegend in Frage gestellt. Seine psychoanalytische Perspektive machte sichtbar, dass weder Forschende noch die Gemeinschaften, in denen sie arbeiten, vollständig transparent für sich selbst sind. Wissenschaft erschien nun nicht mehr als ein Ort neutraler Erkenntnis, sondern als ein Feld von Begehren, Fantasien und Machtbeziehungen.

Gerade die Radikalität dieser Einsicht führte zu einer Art „Paralyse der Analyse“: Wenn jede Erkenntnis von verborgenen Interessen durchzogen ist, wie kann dann überhaupt verantwortliches wissenschaftliches Handeln möglich sein? Wie lässt sich Öffentlichkeit denken, wenn sowohl die Wissenschaft als auch ihre Akteure von Ambivalenzen und unbewussten Motiven geprägt sind?

Auf der Suche nach einer Antwort begegnete ich Michel Foucault. Seine Schriften wirkten auf mich wie eine Befreiung von dem Zwang der psychoanalytischen Selbstbespiegelung. Nicht, weil Foucault die Macht weniger ernst genommen hätte als Žižek. Im Gegenteil. Kaum ein Denker des 20. Jahrhunderts hat die feinen Mechanismen der Macht präziser beschrieben. Doch während die Psychoanalyse den Blick immer tiefer in die verborgenen Schichten des Subjekts lenkt, verschiebt Foucault den Fokus der Grundfrage nach dem Subjekt der Forschung:

Nicht: Wer bin ich wirklich? Sondern: Wie werde ich zu dem, der ich bin?

Diese Verschiebung mag unscheinbar wirken, verändert aber den gesamten Horizont wissenschaftlicher Reflexion. Das Subjekt erscheint bei Foucault nicht als eine verborgene Essenz, die entdeckt werden muss. Es entsteht vielmehr in historischen Praktiken, Institutionen und Diskursen. Menschen werden zu Subjekten durch die Art und Weise, wie sie über sich sprechen, wie sie sich selbst verstehen und wie sie von anderen verstanden werden.

Auch die Forscherin ist in diesem Sinne kein neutraler Beobachter. Sie wird zur Forscherin. Sie erlernt diese Rolle. Sie übernimmt bestimmte Formen des Denkens, Fragens und Argumentierens. Sie wird durch wissenschaftliche Institutionen hervorgebracht. Diese Einsicht war für meine Feldforschung von entscheidender Bedeutung.

Plötzlich musste ich mich nicht mehr fragen, welche verborgenen Wünsche mein Handeln bestimmen, sondern vielmehr, welche Formen wissenschaftlicher Subjektivität in meinem Handeln sichtbar werden: Welche Art von Forscherin wollte ich sein? Welche Beziehungen wollte ich durch meine Forschung ermöglichen? Und welche Verantwortung entsteht aus der Position, wissenschaftlich sprechen zu dürfen?

Gerade hier wurde Foucaults Begriff der *Parrhesia* für mich zentral: Mit *Parrhesia* bezeichnete man in der Antike das freimütige Wahrsprechen. Gemeint ist nicht die bloße Mitteilung von Informationen. Wahrsprechen bedeutet vielmehr, Verantwortung für das Gesagte zu übernehmen und die eigene, oft verletzliche Position dabei offenzulegen. Wer parrhesiastisch spricht, riskiert etwas. Er spricht nicht aus einer geschützten Distanz heraus, sondern setzt sich selbst mit dem Gesagten aufs Spiel.

In diesem Begriff erkannte ich plötzlich eine Möglichkeit, Wissenschaft und Öffentlichkeit neu zu denken. Die moderne Wissenschaft verstand sich lang als Produzentin objektiven Wissens. Ihre Autorität beruhte darauf, persönliche Interessen zurückzustellen und möglichst neutrale Aussagen über die Welt zu formulieren. Doch gerade in der Feldforschung wird sichtbar, dass eine vollständige Neutralität nicht existiert. Die Forscherin tritt immer als ganze Person in Erscheinung. Sie bringt ihre Geschichte, ihre Erwartungen und ihre Unsicherheiten mit.

Die Frage lautet daher nicht, wie diese Subjektivität vollständig überwunden werden kann. Die Frage lautet, wie mit ihr verantwortungsvoll umzugehen ist.

Foucaults Antwort besteht nicht in einer Rückkehr zur Objektivität, sondern in einer Ethik des Sprechens. Wissenschaft wird zu einer Praxis der Reflexion, in der die Bedingungen des eigenen Sprechens sichtbar gemacht werden.

Gerade dadurch erhält Öffentlichkeit eine neue Bedeutung: Öffentlichkeit ist nun nicht mehr bloß der Ort, an dem Forschungsergebnisse präsentiert werden. Sie wird zu einem Raum, in dem Forschende Verantwortung für ihre Perspektiven übernehmen.

Wissenschaftliche Aussagen erscheinen nicht als Wahrheiten, die von oben verkündet werden, sondern als Beiträge zu einem gemeinsamen Gespräch.

Während meiner weiteren Aufenthalte auf Gozo begann ich, diese Perspektive praktisch zu erproben. Ich sprach offen über meine Unsicherheiten. Ich thematisierte die Schwierigkeiten der Feldforschung, die Fragen nach Macht und Verantwortung, die Spannungen zwischen wissenschaftlichem Interesse und persönlicher Beziehung. Überraschenderweise entstanden gerade aus diesen Gesprächen die produktivsten Begegnungen.

Die Menschen reagierten nicht auf die Rolle der Expertin. Sie reagierten auf die Offenheit der Fragenden. Die Forschung wurde dadurch weniger kontrollierbar, aber zugleich lebendiger. Die Interviews verwandelten sich in Gespräche. Die Gesprächspartner wurden zu Mitdenkenden. Die wissenschaftliche Arbeit verlor etwas von ihrer hierarchischen Struktur und gewann etwas von einem öffentlichen Dialog.

Foucaults Ethik der Selbstsorge eröffnet Freiräume innerhalb bestehender Machtverhältnisse. Sie zeigt, wie Menschen sich selbst gestalten und Verantwortung für ihr Handeln übernehmen können. Doch je länger ich darüber nachdachte, desto deutlicher wurde mir, dass die Aufmerksamkeit immer wieder zum Selbst zurückkehrte:

Die Sorge um sich selbst. Die Arbeit an sich selbst. Die Freiheit des Selbst.

Auch wenn diese Perspektive produktiver war, schien sie einen entscheidenden Aspekt auszublenden: Was geschieht zwischen Menschen? Was verbindet sie jenseits ihrer individuellen Selbstgestaltung? Und kann Wissenschaft öffentlich werden, wenn sie sich ausschließlich um die Freiheit des einzelnen Subjekts, seines eigenen Selbst dreht?

Diese Fragen führten mich schließlich zu einem Denker, der Macht nicht vom Subjekt, sondern von der Beziehung her zu denken versuchte: Byung-Chul Han.

Byung-Chul Han oder: Die Freundlichkeit als öffentliche Tugend

Je länger ich mich mit den Fragen von Macht, Freiheit und wissenschaftlicher Verantwortung beschäftigte, desto deutlicher wurde für mich, dass die größte Herausforderung der Feldforschung nicht in der Datenerhebung lag.

Die sprachwissenschaftlichen Probleme waren lösbar. Dialekte ließen sich beschreiben, Aufnahmen transkribieren und sprachliche Strukturen analysieren. Schwieriger war eine andere Frage: Wie entsteht eine genuine Beziehung zwischen Personen? Ist diese in der Forschung überhaupt möglich? Wie steht Beziehung, Bindung zur der weltweit ersehnten Freiheit?

Während meiner Aufenthalte auf Malta war ich zunehmend Teil einer Gemeinschaft von Zugewanderten geworden. Viele von ihnen waren aus Deutschland, Großbritannien oder anderen europäischen Ländern auf die Insel gekommen. Manche hatten akademische Hintergründe, andere künstlerische oder therapeutische. Trotz ihrer Unterschiede verband sie eine gemeinsame Suche: Sie suchten Freiheit:

Freiheit von beruflichen Zwängen. Freiheit von gesellschaftlichen Erwartungen. Freiheit von institutionellen Strukturen. Freiheit von einengenden Beziehungen.

Die Gespräche kreisten häufig um Selbstverwirklichung, Bewusstsein, Spiritualität und persönliche Entwicklung. Yoga, Meditation, alternative Heilmethoden und unterschiedliche Formen spiritueller Praxis gehörten zum Alltag vieler Menschen, denen ich begegnete. Die Freiheit erschien als höchster Wert. Und doch schien diese Freiheit oft auf merkwürdige Weise erschöpft und unzugänglich.

Gerade in diesem Moment begegnete ich Byung-Chul Han.

Seine Überlegungen zur Macht eröffneten einen anderen Zugang zu den Fragen, die mich seit Beginn der Forschung begleitet hatten. Han versteht Macht nicht primär als Zwang oder Herrschaft. Macht entsteht für ihn dort, wo freie Bindung durch intensive Vermittlung der Macht gelingt. Je stabiler ein Machtverhältnis ist, desto weniger sichtbar erscheint es. Die höchste Form der Macht zwingt gar nicht mehr. Sie wird von den Beteiligten selbst freiwillig getragen.

Dieser Gedanke war zunächst irritierend: Die moderne Öffentlichkeit versteht Freiheit häufig als Gegenbegriff zur Macht. Freiheit beginnt dort, wo Macht endet. Han hingegen zeigt, dass Freiheit und Macht viel enger miteinander verbunden sind. Menschen folgen nicht nur Befehlen. Sie identifizieren sich mit Vorstellungen, Werten und Zielen. Gerade dadurch werden soziale Ordnungen stabil.

Auch die Wissenschaft lässt sich unter diesem Blickwinkel neu betrachten: Lange Zeit hatte ich Wissenschaft als Gegenmodell zu Macht verstanden. Wissenschaft sollte kritisch sein, unabhängig und frei. Doch Han machte sichtbar, dass wissenschaftliche Institutionen selbst Formen der Vermittlung hervorbringen. Sie schaffen Gemeinschaften von Forschenden, definieren legitime Fragestellungen und prägen Vorstellungen davon, was als Wissen gelten darf.

Die Öffentlichkeit der Wissenschaft erscheint damit nicht als neutraler Raum. Auch sie ist von Macht durchzogen. Doch bei Han führte diese Einsicht nicht in dieselbe Sackgasse wie bei Žižek. Während die Psychoanalyse den Blick auf die verborgenen

Wünsche des Subjekts richtet, fragt Han nach den sichtbaren Beziehungen zwischen Menschen.

Und genau hier begann sich meine Perspektive erneut zu verändern: Denn je länger ich über Macht nachdachte, desto weniger interessierte mich die Frage, wie sie vermieden werden kann. Die Macht verschwindet nicht. Weder aus der Wissenschaft noch aus der Öffentlichkeit. Entscheidend ist vielmehr, welche Form sie annimmt. Welche Beziehungen sie ermöglicht. Und welche Formen des Zusammenlebens aus ihr hervorgehen.

Während ich diese Fragen bewegte, stieß ich bei Han auf einen Gedanken, der die gesamte bisherige Suche in ein neues, mildes Licht rückte: Es war Nietzsches Begriff der Freundlichkeit.

Auf den ersten Blick wirkt dieser Begriff beinahe unspektakulär. Zwischen den großen Debatten über Macht, Freiheit, Wahrheit und Ideologie erscheint die Freundlichkeit fast nebensächlich. Doch gerade darin liegt ihre philosophische Kraft. Die Freundlichkeit verfolgt kein verborgenes Ziel. Sie sucht keine Kontrolle. Sie verlangt keine Unterwerfung. Sie ist nicht auf Selbstoptimierung gerichtet. Und sie benötigt keine Rechtfertigung durch höhere Zwecke.

Han beschreibt die Freundlichkeit als etwas, das über die Logik der Macht hinausweist, ohne die Realität sozialer Beziehungen zu verleugnen. Sie schafft Verbindungen, ohne diese vollständig dem Willen eines Subjekts zu unterwerfen. Bis dahin hatte ich versucht, die richtige Position für Begegnungen mit Menschen für mich zu finden. Ich hatte über meine Rolle als Forscherin nachgedacht, über Verantwortung, Macht und Legitimität. Auch meine Selbstkritik kreiste letztlich nur um mich selbst.

Die Freundlichkeit richtete die Aufmerksamkeit auf die anderen, auf die Menschen, die mir begegneten. Auf ihre Geschichten, Hoffnungen und Projekte. Auf die Beziehungen, die zwischen uns entstanden. Die Interviews wurden dadurch nicht weniger wissenschaftlich. Aber sie wurden menschlicher.

Die Gespräche dienten nicht mehr ausschließlich meiner Forschung. Sie wurden Teil eines gemeinsamen Prozesses des Nachdenkens. Die Menschen erschienen nicht länger als Informanten oder Datenlieferanten. Sie wurden zu Gesprächspartnern. Und genau hier begann sich mein Verständnis von Öffentlichkeit grundlegend zu verändern.

Öffentlichkeit ist nicht lediglich ein Publikum wissenschaftlicher Ergebnisse. Sie ist auch nicht bloß ein Ort der Vermittlung. Öffentlichkeit entsteht dort, wo Menschen bereit sind, einander zuzuhören. Wo unterschiedliche Perspektiven nebeneinander bestehen können. Wo Wissen nicht ausschließlich produziert, sondern geteilt wird.

Die Freundlichkeit wurde für mich deshalb zu einer wissenschaftlichen Haltung. Nicht im Sinne einer moralischen Tugend, sondern als epistemische Praxis. Sie ermöglicht eine Form des Forschens, die den Anderen nicht auf einen Forschungsgegenstand

reduziert. Sie schafft einen Raum, in dem Erkenntnis aus Beziehungen hervorgeht, statt diese lediglich auszunutzen.

Die entscheidende Frage lautet nicht, wie Wissenschaft ihre Öffentlichkeit erreicht. Die entscheidende Frage lautet, wie sie ihr begegnet. Denn erst dort, wo Wissenschaft bereit ist, die Menschen nicht nur als Gegenstand ihres Wissens, sondern als Mitgestalter einer gemeinsamen Welt zu betrachten, wird sie tatsächlich öffentlich.

Edith Stein oder: Die Person als Ursprung der Öffentlichkeit

Die Idee der Freundlichkeit veränderte meinen Blick auf die Forschung. Doch erst rückblickend wurde mir klar, weshalb die Schwierigkeiten meiner ersten Feldforschungsjahre so grundlegend gewesen waren. Lange Zeit hatte ich geglaubt, die Probleme lägen in der Methode. Vielleicht fehlte mir Erfahrung. Vielleicht war meine Herangehensweise nicht ausreichend reflektiert. Vielleicht hatte ich die sozialen Dynamiken der Insel unterschätzt.

Doch je mehr Abstand ich zu den Ereignissen gewann, desto deutlicher wurde mir, dass die eigentliche Herausforderung anthropologischer Natur war: Sie betraf mein Verständnis vom Menschen.

In den Jahren nach der Feldforschung begegnete ich den Schriften Edith Steins. Ihre Überlegungen zur Person und zur menschlichen Gemeinschaft warfen ein neues Licht auf die Erfahrungen, die mich seit meinen ersten Aufenthalten auf Gozo begleitet hatten.

Was mich an Stein besonders faszinierte, war ihre Weigerung, den Menschen auf eine einzelne Dimension zu reduzieren. Weder die Romantisierung des Anderen noch seine Psychologisierung erscheinen ihr als angemessene Zugänge zur Person. Gerade hierin erkannte ich rückschauend die beiden Extreme meiner eigenen Forschungsreise.

Zu Beginn meiner Arbeit war ich einer romantischen Vorstellung des Forschungsfeldes gefolgt. Gozo erschien mir als kultureller Grenzraum zwischen Europa und Nordafrika, als Ort sprachlicher Besonderheiten und historischer Verflechtungen. Die Menschen wurden dabei unmerklich Teil einer Vorstellung, die ich bereits vor meiner Ankunft entwickelt hatte. Die Insel war nicht nur Gegenstand der Forschung. Sie war Projektionsfläche.

Später, unter dem Einfluss psychoanalytischer und machttheoretischer Überlegungen, verschob sich die Perspektive ins andere Extrem. Nun wurde das Verhalten der Menschen zunehmend als Ausdruck verborgener Motive, psychischer Dynamiken oder sozialer Strukturen gelesen. Die romantische Idealisierung wich einer Form analytischer Entzauberung und pessimistischer Skepsis.

Beide Perspektiven besaßen ihre Berechtigung. Und doch schienen beide an etwas Wesentlichem vorbeizugehen. Denn weder die Idealisierung noch die kritische Analyse begegnen dem Menschen als Person.

Edith Stein macht deutlich, dass die Person niemals vollständig in einer Idee, einer Funktion oder einer psychologischen Erklärung aufgeht. Jeder Mensch besitzt eine innere Tiefe, die sich nicht vollständig objektivieren lässt. Gerade deshalb bleibt jede Begegnung offen. Diese Offenheit besitzt weitreichende Konsequenzen für die Wissenschaft.

Denn Forschung neigt dazu, Menschen in Kategorien einzuordnen. Sie werden zu Informanten, Befragten, Versuchspersonen oder statistischen Einheiten. Solche Begriffe sind wissenschaftlich notwendig. Sie ermöglichen Vergleichbarkeit und Analyse. Gleichzeitig bergen sie die Gefahr, die Person hinter ihrer wissenschaftlichen Funktion verschwinden zu lassen.

Die Feldforschung macht diese Spannung besonders sichtbar. Als Linguistin war ich nach Gozo gekommen, um Sprachdaten zu sammeln. Die Menschen, denen ich begegnete, erschienen zunächst als Sprecher eines bestimmten Dialekts. Doch je länger ich dort lebte, desto deutlicher wurde, dass kein Gespräch auf Sprache allein reduziert werden konnte: Hinter jeder Aufnahme stand eine Biographie. Hinter jeder sprachlichen Form eine Lebensgeschichte. Hinter jeder Stimme eine Person.

Steins Anthropologie half mir zu verstehen, weshalb die Forschung immer wieder an ihre Grenzen stößt. Wissenschaftliche Erkenntnis ist notwendig abstrakt. Sie muss ordnen, vergleichen und kategorisieren. Die Person hingegen entzieht sich jeder vollständigen Abstraktion. Gerade deshalb kann Wissenschaft nie ausschließlich eine Technik der Erkenntnis sein. Sie bleibt auf Begegnungen angewiesen.

An diesem Punkt erhielt auch die Frage nach der Öffentlichkeit eine neue Bedeutung. Die Öffentlichkeit wird in modernen Gesellschaften häufig als Raum von Meinungen, Interessen oder politischen Positionen verstanden. Stein eröffnet eine andere Perspektive. Öffentlichkeit entsteht dort, wo Personen einander begegnen und als Personen anerkennen.

Sie beginnt nicht bei Institutionen. Nicht bei Medien. Nicht bei wissenschaftlichen Publikationen. Sie beginnt in der personalen Beziehung.

Rückblickend wurde mir klar, dass die produktivsten Momente meiner Forschung genau dort entstanden waren, wo diese Anerkennung gelang. Nicht die Interviews selbst waren entscheidend. Entscheidend war die freie und mutige Bereitschaft der Menschen, mich an ihrem Leben teilhaben zu lassen. Die Gastfreundschaft der Gemeinschaft von St. George in Victoria, die Offenheit vieler Gesprächspartner und das Interesse an meiner Arbeit schufen einen Raum, in dem Forschung überhaupt erst möglich wurde.

Die Öffentlichkeit der Wissenschaft erschien mir nun nicht mehr als ein Publikum, das wissenschaftliche Ergebnisse konsumiert. Sie wurde zu einer Gemeinschaft von Personen, die gemeinsam an der Entstehung von Wissen beteiligt sind.

Gerade hierin erkannte ich die tiefere Bedeutung dessen, was ich zuvor bei Nietzsche als Freundlichkeit und bei Han als Überschreitung der Logik der Macht verstanden hatte: Die Freundlichkeit erhält bei Edith Stein eine anthropologische Grundlage. Sie ist nicht bloß eine Tugend. Sie entspringt der Anerkennung der Person.

Wer dem Anderen als Person begegnet, begegnet ihm nicht als Mittel zum Zweck. Nicht als Objekt der Forschung. Nicht als Repräsentant einer Kategorie. Sondern als jemandem, dessen Wirklichkeit ebenso bedeutsam ist wie die eigene.

Vielleicht liegt genau darin die öffentliche Verantwortung der Wissenschaft: Nicht nur Wissen hervorzubringen, sondern Bedingungen zu schaffen, unter denen Menschen einander als Personen begegnen und als solche „Wissen schaffen“ können.

Die Forschung auf Gozo begann für mich mit einer Sprachform. Sie führte mich zu philosophischen Fragen über Macht, Freiheit und Erkenntnis. Am Ende jedoch führte sie mich zu einer Einsicht, die einfacher und zugleich schwieriger ist:

Wissenschaft beginnt dort, wo Menschen einander als Personen ernst nehmen.

Und Öffentlichkeit entsteht dort, wo diese Ernstnahme geteilt wird.

Wissenschaft als öffentliche Praxis

Die Erfahrung auf Gozo hat mein Verständnis von Wissenschaft grundlegend verändert.

Ursprünglich verstand ich Forschung als Suche nach Erkenntnis. Heute erscheint sie mir zunehmend als eine Praxis der Beziehung. Wissen entsteht nicht allein durch Beobachtung, Analyse und Interpretation. Es entsteht zwischen Menschen. Es entsteht dort, wo Vertrauen gewährt, Erfahrungen geteilt und Perspektiven ausgetauscht werden.

Gerade die Feldforschung macht sichtbar, was häufig hinter wissenschaftlichen Publikationen verschwindet: Jede Erkenntnis besitzt eine soziale Biographie. Hinter jedem Datensatz stehen Gespräche. Hinter jeder Aufnahme stehen Beziehungen. Hinter jeder wissenschaftlichen Aussage stehen Menschen, die bereit waren, ihre Zeit, ihre Erfahrungen und ihr Wissen mit anderen zu teilen.

Die Öffentlichkeit beginnt deshalb nicht erst mit der Veröffentlichung von Forschungsergebnissen. Sie beginnt bereits im Forschungsprozess selbst.

In einer Zeit, in der wissenschaftliche Autorität zunehmend hinterfragt wird, könnte gerade diese Einsicht von besonderer Bedeutung sein. Die Legitimität wissenschaftlicher Arbeit gründet nicht allein auf methodischer Strenge oder institutioneller Autorität. Sie gründet ebenso auf ihrer Fähigkeit, Räume des Dialogs zu schaffen und unterschiedliche Perspektiven miteinander ins Gespräch zu bringen.

Die Geisteswissenschaften besitzen in diesem Zusammenhang eine besondere Aufgabe. Sie erinnern daran, dass Wissen nicht nur aus Fakten besteht, sondern auch aus Erfahrungen, Bedeutungen und Beziehungen. Ihre Öffentlichkeit ist nicht die

Öffentlichkeit spektakulärer Entdeckungen, sondern die Öffentlichkeit gemeinsamer Verständigung.

Aus dieser Perspektive erscheint die Freundlichkeit, von der Nietzsche, Byung-Chul Han und später auch Edith Stein sprechen, nicht als bloße moralische Empfehlung. Sie wird zu einer epistemischen Haltung. Sie ermöglicht eine Form wissenschaftlicher Praxis, die den Anderen nicht als Objekt der Erkenntnis behandelt, sondern als Mitgestalter einer gemeinsamen Welt.

Wissenschaft wäre dann nicht nur die Produktion von Wissen, Sie wäre eine Form öffentlicher Gastfreundschaft.

Und vielleicht beginnt ihre wichtigste Aufgabe genau dort.

Bibliografie

Fleck, Ludwik. 1983. *Erfahrung und Tatsache: gesammelte Aufsätze*. Herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. 1. Aufl. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft ; 404. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel und Schröder, Jürgen, Übers. 2009. *Vorlesung am Collège de France 1982/83*. 1. Aufl. Bd. [1]. Die Regierung des Selbst und der anderen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Han, Byung-Chul. 2005. *Was ist Macht?* Universal-Bibliothek ; Nr. 18356. Stuttgart: Reclam.

Stein, Edith. 2004. *Der Aufbau der menschlichen Person: Vorlesung zur Philosophischen Anthropologie*. Bd. 14 : Schriften zu Anthropologie und Pädagogik ; 2. Edith-Stein-Gesamtausgabe. Freiburg ; Basel ; Wien: Herder.

Žižek, Slavoj, und Karen Genschow. 2013. *Lacan: eine Einführung*. 4. Aufl. Fischer-Taschenbücher ; 17626. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.